

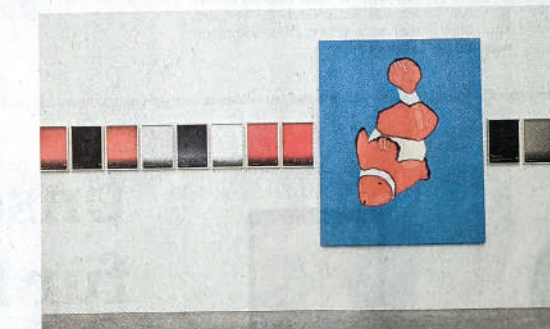
Tindern mit dem Clownfisch

Die Galerie Neu weiß sich mit ihrer Ausstellung von **SoiL Thornton** einmal mehr auf der Höhe der Zeit

Endlich mal wieder eine Ausstellung, die man auf einen Blick erfassen kann. Nicht wie diese verkopfte Konzeptkunst aller Orten, sondern monochrome Farbfelder, herrlich unterkomplex. Gleich am Anfang eine unverkennbare Referenz an ein „Blue Monochrome“ von Yves Klein. Nur eben in Grün. Logisch, irgendwann hat der Greenscreen den Bluescreen abgelöst. Tatsächlich wird einem die Farbe später als „Green Chroma Key“ erklärt, die Filmleute für ihre Greenscreens verwenden. Unmittelbar daneben: Silberfolie. Die Obsession der Künstler damit lässt von Anselm Reyle über Andy Warhol bis Heinz Mack zurückverfolgen.

Im zweiten Raum der Ausstellung dann sage und schreibe 57 monochrome Bilder in ungefähr fünfzig Schattierungen von Grau, immer mal unterbrochen von Rot. Sehr apart, und für das handliche Format (41,5 x 30 cm) findet gewiss jeder einen Platz. Ach ja, und das in fröhlichen Farben daher kommende, figurative Gemälde eines Clownfischs ist der eine Bruch, diese kleine Irritation, ohne den heute keine Ausstellung mehr auskommt. Alles klar. Klasse Schau, Kopfzerbrechen nicht nötig.

Falsch gedacht, natürlich. Wir sind schließlich in der Galerie Neu. Also nochmal von vorne. Zurück an den Eingangstresen. Auf dem liegt ein Schlüssel. Nicht irgendein Schlüssel, sondern die Edition zur aktuellen Ausgabe der Zeitschrift Texte zur Kunst (TzK), die Teil der Ausstellung ist. Damit steht fest, dass man es hier nicht mit einem unterkomplexen Werk zu tun haben kann – im Gegenteil. Und dass es sich



Installationsansicht der monochromen Arbeiten in Thorntons Einzelausstellung

Foto: The Artist / Galerie Neu / Stefan Korte

rein visuell nicht erfassen lässt. Man muss schon wissen, dass es sich bei dem Multiple um einen von 120 extra angefertigten Nachschlüsseln zum Redaktionsbüro der Zeitschrift handelt. Und bei dem daran baumelnden Stückchen Stahlrohr um das Fragment eines Absperrgitters der New Yorker Polizei. Dann kann man die von TzK mitgelieferte Gebrauchsanweisung vielleicht immerhin nachvollziehen: „Die Edition mit dem Titel ‚Who makes who at home‘ fordert normative Vorstellungen von Sicherheit und (Un-)behagen heraus, indem sie auf hintergründige Weise fragt: Wer wird beschützt und wovon? Wem wird das Gefühl gegeben, in Institutionen willkommen zu sein, wenn die vorherrschende Kultur über den Zugang wacht?“

Damit sind die Stichworte vorgegeben: In dieser Schau soll man es sich also bestimmt nicht behaglich machen, da werden normative Vorstellungen herausgefordert – und es wird hintergründig. Was aber kann an einem simplen grünen oder silbernen Rechteck schon hintergründig sein? Zunächst einmal sind es keine Rechtecke. Mit bloßem Auge und aus der extremen Untersicht – die Arbeiten hängen sehr hoch an der Wand – kann man das nicht wahrnehmen. Ebenso wenig, dass sie die Ausschnitte in der Galeriewand rechts daneben exakt wiedergeben. Und dass mit der Alufolie einmal ein Paket verpackt war, dass aus dem Künstlerstudio zunächst an die New Yorker Galerie verschickt wurde und von dort an die Kolle-

gen von Neu in Berlin. Und dass die Menschen an den Röntgengeräten, mit denen solche Luftfracht durchleuchtet wird, die Faszination von Anselm Reyle & Co. für dieses Material eher nicht teilen – sondern sich und ihre Vorstellungen vom möglichen Inhalt dadurch herausgefordert sehen.

Wer ist nun eigentlich der Künstler, der sich so etwas ausdenkt? Und liegt es etwa an dem (Un)behagen mit dem generischen Maskulinum, dass man diese Frage so lange aufgeschoben hat? Nochmal zurück an den Eingangstresen. Hier liegt – außer dem Schlüssel – auch noch die postkartengroße Reproduktion eines Antrags an den Supreme Court of the State of New York. Eines Antrags auf Namensänderung von Torey Lawayne Thornton in SoiL Lawayne Thornton. SoiL Thornton (der Antrag war inzwischen erfolgreich) wird in englischen Texten konsequent mit dem geschlechtsneutralen Pronomen „they“ bezeichnet. Und der Antrag, hätte man ihn gleich zur Kenntnis genommen, hätte einem die Lesart für die Ausstellung vorgegeben. Sie kreist also um ein Thema, wie es aktueller nicht sein könnte: Identität.

Selbstverständlich sind die 57 monochromen Kleinformate keine 57 Arbeiten, sondern eine Arbeit in 57 Teilen – und einer Länge von 17,10 Metern (plus Clownfisch). Am unteren Bildrand stehen Namen, auch (Alters-)Zahlen und Entfernungen. SoiL Thornton hat in zweijähriger Arbeit Screenshots von Profilen auf einer Dating-App angefertigt, deren Nutzer die Erwartung, sich dort mit einem Porträtbild feilzubieten, allesamt mit Hilfe eines anonymen Farb-

hintergrunds unterlaufen. Kann sein, sie wollen einfach nur nicht Gefahr laufen, vom eigenen Partner beim Tindern erwischt zu werden – über ihre Gründe erfährt man natürlich ebenso wenig wie über den Erfolg dieser Strategie bei einer App, die eigentlich nur über (figurative) Bilder funktioniert.

SoiL Thornton zeigt in dieser ersten deutschen Einzelschau außerdem abfotografierte Chips eigener aktiver und inaktiver Bankkarten, eingelassen in eine Spiegelfläche und kombiniert mit dem Foto eines Menschen, der sein Gesicht verbirgt. Zwei Plexiglasscheiben, die in New Yorker Taxis die Passagiere vom Fahrer trennen, dessen Identität durch eine Zahlen-Ziffern-Kombination verschlüsselt wird. Eine gebundene Zusammenstellung von Covern des afro-amerikanischen Themen behandelnden Magazins „Jet“. Das von SoiL Thornton gestaltete Cover überblendet den Tuareg auf einem Cover der Zeitschrift „National Geographic“ mit der (sehr weißen) Porträtszeichnung auf dem Cover des einflussreichen Buchs „Subculture: The Meaning of Style“ von Dick Hebdige. Chauvinistische Orientalisierung und Ignoranz auf der einen – schwarze Selbstermächtigung auf der anderen Seite?

Dass SoiL Thornton 1990 in Macon, Georgia, als Person mit schwarzer Hautfarbe zur Welt kam, wurde wohl auch noch nicht erwähnt. Vergessen vor lauter Kopfzerbrechen? Wenn ein Schreiber mit einer Ausstellung einmal so gar nichts anfangen kann, kann das an der Ausstellung liegen – oder am Schreiber.

JENS MÜLLER

— Galerie Neu, Linienstraße 119 abc; bis 22. Januar, Di–Sa 11–18 Uhr